

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Florentina Pakosta

## VORSICHT MENSCH

*Kurzprosa Tagebuchaufzeichnungen Aphorismen*

*herausgegeben von Richard Pils*

*lektoriert von Leonore Maurer und Axel Ruoff*

ISBN 978-3-99028-742-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Umschlag: © Florentina Pakosta »Rosa Flutlicht«, 2017,

149 x 137 cm, Acryl auf Leinwand

**WIEN**   
**KULTUR** 

Florentina Pakosta

# VORSICHT MENSCH

*Kurzprosa Tagebuchaufzeichnungen Aphorismen*



## INHALT

Manche Worte .....	9
Die letzten Seiten .....	10
Panzer fuhren in die Stadt ein .....	11
Im Zwielight des Kellers .....	13
Sternderln aus Liliput .....	15
Erst als es dunkel wurde .....	16
Kennen Sie Kastengesichter? .....	17
Stille .....	18
Ich .....	19
Zur bildenden Kunst allgemein .....	21
Die Kunst, die wir kennen .....	22
Männerkunst, Frauenleben und Frauenkunst .....	23
Freiheit und Freiheit der Kunst .....	24
Wer sind Schnabelköpfe? .....	25
Messerschmidts Schnabelkopf mit langem Schnabel .....	26
Die Revolte im Gesicht .....	27
Ort männlicher Macht .....	31
Eine verbale Porträtskizze .....	32
Nein .....	33
Kunstwettkampf .....	34
Autofahrt .....	35
Heiraten Sie .....	37
Piero Manzoni .....	38
Identität und Solidarität .....	40
Rollenverhalten .....	41
Die Schneefrau .....	44
Meine Geburt oder den Kampf verloren .....	45
Krieg .....	47
Vorwärts .....	48
Der Soldat .....	49
Und schoss auf alles, was sich bewegte .....	50
Bist ja nicht unhübsch .....	52

Die ganze Welt gesehen .....	54
Trugbilder .....	55
... nach kurzem Überlegen .....	57
Die eine und die andere .....	59
Lügen .....	60
Täuschungsmanöver .....	61
Ins tiefe Wasser .....	62
Ich liebe dich .....	63
Ohne dich kann ich nicht leben .....	64
Der Schmetterling und der Stein .....	65
Vielleicht werden wir Freunde .....	66
Haseneltern .....	67
Flachwurzler .....	68
Er lief davon .....	69
Wir haben uns getrennt .....	71
Drüben .....	72
Fahren Sie schneller .....	73
Die Hungrige .....	74
Der Kopf ohne Körper .....	75
Für einen Schulkollegen .....	77
Hinauf zu den Sternen .....	78
Als die Sonne aufging .....	80
Tagebuchaufzeichnungen .....	81
Aphorismen .....	85
Das Depot .....	87
Alle sollen malen .....	88
Unheimelige Geschichten (Leonore Maurer) .....	89
Quellennachweise .....	92
Anmerkungen .....	92

Die Kunst, die wir kennen,  
entstammt einer Männergesellschaft,  
der Frauen nur selten und  
erst seit Kurzem beitreten dürfen.  
Sie ist einseitig geprägt,  
geistig inzestuös  
und befangen.





## MANCHE WORTE

Manche Worte und ihre Buchstaben, wenn ich sie aufschreibe, machen mich betrunken. Wenn sie mir einfallen, sind meine Hemmungen, die Scheu und meine verschlossene Wesensart dahin. Ich vergesse sie schlagartig. Weg sind sie. Weg ist auch meine Umgebung, die mich ständig begleitende, aufdringliche, auf meine Bedürfnisse nicht achtende und mich zersetzende. Dann schreie ich selbstbewusst die mich betrunken machenden Worte in die dahinrasende Zeit, damit sie mich wahrnimmt, mir zuhört und weiß, wie es ihrem Kind geht, was es verabscheut und was es glücklich machen würde. Anschließend entschuldige ich mich für die anmaßende Lautstärke meiner Stimme. Ich weiß, so laut zu schreien gehört sich nicht. Betrunken sein hilft aber, das Leben zu ertragen. Deswegen suche ich Worte, die mich betrunken machen, ohne darauf zu achten, ob meine Schreie die Zeit berühren.

## DIE LETZTEN SEITEN

Als Stadlau im Zweiten Weltkrieg das erste Mal bombardiert wurde, die Bombeneinschläge und das Gedröhne der einstürzenden Häuser immer lauter zu hören waren, die Bomben immer näher und letztlich in unserer nächsten Nähe fielen, glaubten alle, die nach dem Fliegeralarm in den Keller geflüchtet waren, ihre letzte Stunde zu erleben. Sie saßen diszipliniert, wie versteinert auf ihren Plätzen und mir, der damals etwa Zehnjährigen, kam vor, sie wären tot. Man schätzte Härte, Tapferkeit und Gehorsam, dennoch kniete eine Frau nieder und versank im lauten Gebet. Der Bombenlärm verschlang ihre Stimme. Niemand beachtete sie.

Bei diesem Angriff, der vorwiegend den sich in Stadlau befindenden Fabriken der Kriegsindustrie galt, wurde auch ein Bombenteppich gelegt. Auf der Wagramer Straße, von der Alten Donau bis zur Reichsbrücke, lagen alle Häuser im Schutt. Allein die kleine Russenkirche, die im Ersten Weltkrieg von russischen Kriegsgefangenen errichtet worden war – daher ihr Name – blieb fast unversehrt stehen. Ein Hinweis auf die hohe Treffsicherheit der US-amerikanischen Luftwaffe.

Nachdem sich die Bomberpiloten der geladenen Munition entledigt hatten, lenkten sie die Flugzeuge in Richtung ihrer nordafrikanischen Stützpunkte. Da sich keine neuen Bomberverbände im Anflug auf Kärnten-Steiermark befanden, heulten die Sirenen Entwarnung. Am nächsten Tag waren die letzten Seiten der Zeitungen den Namen der Toten gewidmet.

## PANZER FUHREN IN DIE STADT EIN

»Achtung, Achtung, wir bringen eine Luftlagemeldung....« Fast täglich kündigte die vertraute Radiostimme den Anflug feindlicher Kampfverbände auf Kärnten-Steiermark an. Danach rief aus dem Radio der Kuckuck, dem bald das Sirenengeheul des Fliegeralarms und jenem der Bombenangriff folgte. Eingestürzte Häuser brannten, Zeitzünder explodierten, Tote lagen auf den Straßen, Verletzte warteten oft vergeblich auf Hilfe.

Als die Front in die Nähe der Stadt vorgerückt war, gab es keine Luftlagemeldungen mehr. Der Strom fiel aus, der Volksempfänger blieb stumm. Die Gaswerke lieferten kein Gas und aus den aufgedrehten Wasserhähnen floss kein Wasser. Die Rollbalken der Geschäfte wurden nicht mehr hochgezogen. Man fragte sich: »Wovon sollen wir leben?«

Vor der Stadtgrenze kreuzte die Ausfallstraße mehrere Geleise der Bahn. Nicht weit von dort stand ein von Soldaten bewachter Zug, in dessen Waggons Lebensmittel waren. Als Frauen und ältere Männer (die jungen waren eingerückt) den Zug stürmten, um sich fürs Überleben Essbares zu holen, kam es zu Gedränge, Geschrei und Handgreiflichkeiten. Man hörte die Soldaten schießen, dennoch wollte jeder möglichst viel an sich reißen und brachte dann unter dem Beschuss von Tieffliegern auf Handwagen und Schubkarren seine Beute nach Hause.

In einem der Häuser der Vorstadt, mitten in Feldern und Gstätten, überlegten die MieterInnen die Flucht vor der Front. Sie wollten aufs Land, entschlossen sich aber zu bleiben, trugen ihren wichtigsten Besitz in den Keller, richteten dort Schlafstellen ein und bereiteten sich auf die Zeit der Frontkämpfe vor. Man rückte zusammen, jeder half jedem.

Vorerst waren es die Kinder, die die Nachbarin beobachteten. Warum sie jedes Abends mit einer Einkaufstasche in die Felder gehe, fragten sie. Da wussten alle, dass der Nachbarin desertierter Mann sich im hohen Getreide versteckte und sie ihm das

Essen brachte. »Wenn man ihn entdeckt, kommen wir d'ran. Wir müssen das melden«, meinten die meisten. Einige waren dagegen. Die Anzeige wurde nicht erstattet. Wegen der zunehmenden Kämpfe verließ niemand das Haus und die Kinder fragten vergeblich, was d'rankommen bedeute.

Panzer fuhren in die Stadt ein, die Luftangriffe der Bomber und Tiefflieger wurden noch häufiger, der Lärm der Geschoße hielt Tag und Nacht an. Das Wasser des nahen Hydranten ging aus, die letzten Lebensmittel waren fast verbraucht. Das Haus, dessen MieterInnen überlegt hatten, aufs Land zu fliehen, wurde von einer Bombe getroffen. Der Mauerdurchbruch, durch den sie ins Nachbarhaus gelangen konnten, rettete ihnen das Leben.

## IM ZWIELICHT DES KELLERS

Die Front kam immer näher. Aus der Ferne hörte man bereits die Einschläge schwerer Geschöße wie Donner eines aufziehenden Gewitters. Starke Detonationen unterbrachen den gleichmäßigen Fluss des Kampflärms und hinterließen kurze Pausen der Stille, als hätte ein riesiges, schnaufendes Tier für einige Augenblicke den Atem angehalten. Dem lauschenden Kind liefen Schauer über den Rücken. Es biss die Zähne zusammen und spannte die Muskeln an, um dem Zittern seines kleinen Körpers entgegenzuwirken. Die unklare Vorstellung vom nahenden Sterben setzte sich in seinem Hirn fest und bildete den Hintergrund seines gesamten kindlichen Denkens. Angst verdrängte alle anderen Gefühle und wurde sein ständiger Begleiter.

Im Zwielicht des Kellers, in dem die Leute vor den Frontkämpfen Schutz suchten, wurde der Tag zur Nacht und die Nacht kannte der heulenden Geschöße wegen keinen Schlaf. Nur langsam gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit, die Ohren an den Lärm, die Lunge an die muffige Luft und der leere Magen an den Hunger. Die Nerven verweigerten dem Hirn den Gehorsam, wenn es zur Ruhe mahnte. Die feinen Nervenstränge beherrschten den Körper und zwangen ihn zu ungewollten Zuckungen. »Keine Angst, die Bombe, von der man getroffen wird, hört man nicht pfeifen«, belehrte ein Kriegsveteran. »Das sind Fliegerbomben, das Maschinengewehre, das sind Granaten, das ist die FLAK, das sind die Unseren. Jetzt wird zurückgeschossen! Das sind Panzerfäuste und das schwere Kanonen, vielleicht die Stalinorgel.«

Das Kind beobachtete den Lichtstrahl, der durch die Lücke des mit Sandsäcken verbarrikadierten Kellerfensters in den Schutzraum drang. Staubpartikel tanzten in einer goldenen Lichtschneise.

Je näher die Bomben fielen, desto lauter hörte man sie pfeifen. Der Ton wurde immer schriller, erreichte ohrenbetäubende Höhe

und endete im Dröhnen einstürzender Häuser. Im Keller murmelten bleiche Lippen Gebete, manche Münder spuckten sinnlose Wörter aus. Neben seiner Mutter stehend hielt das Kind, wie die Erwachsenen, einen kleinen Koffer mit seinem ganzen Hab und Gut. Das selbstbewusste Lachen des Kriegsveteranen verstummte. Mit dumpfem Gedröhn stürzten die Kellerwände ein. Die bisher ruhig dasitzenden Gestalten schrien. Lange hörte man es leise wimmern. Später wurde es still. Das Kind überlebte in einem Spalt zwischen den Trümmern.

## STERNDERLN AUS LILIPUT

In den späten Fünfzigerjahren gab es im Prater eine Gruppe von kleinwüchsigen Menschen, die sich »Sternderln aus Liliput« nannte und in einer Schaubude akrobatische und andere Kunststücke vorführte. In den Pausen zwischen ihren Darbietungen verteilten die Künstler ein Leporello mit Bildern aus ihrem Artistenleben. Der Star unter ihnen hatte die Größe eines etwa sechsjährigen Kindes, er trat als Tubaspieler und auf dem Hochrad auf. Zudem unterhielt er die ZuschauerInnen mit Witzen und lustigen Sprüchen.

Über die medizinischen Ursachen der geringen Körpergröße dieser Leute dachte ich kaum nach. Mir fielen ihre fast greisenhaften Gesichter auf, die im merkwürdigen Kontrast zu ihrer Körpergröße standen. Es schien mir, als liege hier Geburt und Tod ganz nah beisammen, als wollte die Zeit ihr Leben einsparen, da es grausam und brutal sei.

## ERST ALS ES DUNKEL WURDE

Zwischen den beiden Weltkriegen wurden die meisten Wohnungen mit festem Brennmaterial beheizt. Da hieß es, jeden Morgen die Asche aus dem Ofen entfernen, damit er einen guten Zug hatte und das Feuer in Ermangelung von Sauerstoff nicht ausginge. Dann holte man aus dem Keller Kohle und Holz und schnitt die bereits in kleinere Stücke vorgehackten Scheiter in schmale, ofengerechte Späne. Eingehetzt wurde meist erst am Abend, denn Tag und Nacht heizen hätte das Haushaltsbudget überfordert. Vormittags hielt man sich in der Regel in der Küche auf, wo gekocht wurde und es daher etwas wärmer war als in der übrigen Wohnung. War der Winter streng, dann froh man und wartete auf die Dämmerung.

Erst als es dunkel wurde, begann meine Mutter im Ofen einzuheizen: Auf eine Schicht Papier legte sie Holzspäne, darauf einige Kohlestücke. Sie zündete das Papier an und legte nach einer Weile Kohle nach. Wenn im Ofen das Holz zu knistern begann, die Geräusche der brennenden Kohle zu hören waren und die züngelnden Flammen auf dem Bretterboden des Zimmers ein bewegtes Lichterbild malten, nahmen für mich die Kästen im Raum die Form von großen, grinsenden Gesichtern an, die Stühle mit ihren vier Beinen verwandelten sich in gefährliche, auf Beute lauernernde Raubtiere und im Fensterrahmen hing ein schwarzes Kreuz. Das Licht wurde noch nicht aufgedreht, wir sparten Strom und saßen ein Stündchen im Dunklen, derweilen sich um den Ofen herum Wärme ausbreitete und ich im Beisein gefährlicher Kastengesichter und Sesseltiere auf dem Schoß meiner Mutter glückliche Geborgenheit genoss. Langsam erwärmte sich die Luft im ganzen Raum, in dessen Zwielight hörbare Stille und etwas wie die friedliche Unendlichkeit der Zeit lag.



## KENNEN SIE KASTENGESICHTER?

Kastengesichter, mit den Schnabelköpfen verwandt, gibt es nur selten. Sie sind etwas Besonderes und da sie rar sind, glauben viele Leute, dass es sie gar nicht gibt, und wenn ich behaupte, dass ich Kastengesichter gesehen habe, dann lachen sie, machen das Zeichen für Irresein und meinen: »Die hat sie nicht alle beisammen«.

Das ist unklug, denn ich habe Kastengesichter wirklich gesehen. Dass sie scheu sind, dennoch aber gefährlich, will ich nicht leugnen. Und dann: Ihre großen, rechteckigen Visagen zeigen sie gewöhnlichen Sterblichen nur unter bestimmten Umständen. Das sind: Wärme, Zwielicht und Stille. Ist all das der Fall, dann kann es passieren, dass sie plötzlich grinsend dastehen, Menschen anstarren und obwohl sie, wie schon gesagt, eigentlich scheu sind, Angst und Furcht verbreiten.

Es gibt aber auch Leute, die die Kastengesichter für Brüder und Schwestern aus vergangener Zeit halten und von ihrem friedlichen Wesen überzeugt sind. Sie sagen, dass sich diese Gesichter manchmal berühren, ja sogar streicheln lassen. Doch andere meinen, dass Leute, die derartiges verbreiten, lügen oder sich interessant machen wollen. Wie dem auch sei. Sollten Sie einmal einem Kastengesicht begegnen, dann laufen Sie bitte nicht weg, bleiben Sie sitzen oder stehen und bewahren Sie Ruhe. Schauen Sie ihm aber nicht in die Augen, das könnte es reizen und man weiß nicht, wie es sich dann verhalten würde. Wenn Sie sich nicht bewegen, wird Ihnen sicher nichts Böses passieren. Das Kastengesicht wird blasser und blasser werden, bis es nach einer Weile ganz verschwinden wird.

## STILLE

Wartend höre ich das leise Rauschen der Stille und fühle die laue Luft, die meinen Körper umhüllt. Plötzlich warnt mich die Tür: »Das darfst du nicht!« Ich drehe mich um, sehe das Türblatt, die Türschnalle und einen schmalen Spalt, der zwei Räume verbindet. »Was darf ich nicht, was meinst du?« Es kommt keine Antwort. Stille.

»Du solltest jemanden besuchen«, flüstert die Treppe. »Wen, bitte wen?«, vernehme ich deutlich meine eigene Stimme. »Deine Freunde«, hallt es leise durch den Raum und die Treppe hört nicht auf zu wiederholen: »Deine Freunde, deine Freunde ...« »Aufhören!«, schreie ich, so dass es wie ein Peitschenhieb die Luft trifft. Und wieder Stille.

Durchs offene Fenster läuft ein hoher Ton auf mich zu, wird immer dünner und zerrinnt. Nach einigen schwachen Nachzüglerinnen wieder das leise Rauschen der Stille, dessen Echo die Wände sanft zurückwerfen.

»Wasch dich und kämm dich!«, sagt auf einmal der Spiegel und schickt mir ein Bild, das mir den Schrecken in die Knochen jagt. »Hör auf mich abzubilden und lass mich zufrieden«, wende ich mich dem Spiegel zu und erhalte prompt ein neues Bild einer scheußlichen Fratze. »Dich schlag ich tot«, drohe ich und hole weit aus. »Lass das, ruh dich bei mir aus«, lockt mich das Bett, und der Tisch lädt mich ein zu einer Mahlzeit. Ich betrachte das Bett, den Tisch, »Danke, kein Bedarf, kein Hunger.«

Die Stille wird lauter, sie drängt in meine Ohren, zersägt mein Hirn, ich halte sie nicht mehr aus, ich schreie. – »Komm, beruhige dich, setz dich«, tröstet mich die Bank. Ich folge ihrem Rat und warte weiter, gefangen in den Spinnweben meiner Gedanken.

## ICH

Im Kindesalter, als ich des Schreibens und Lesens noch nicht mächtig war, zeichnete ich mit Vorliebe die Schrift auf den an meine Eltern adressierten Postkarten ab. Selbstverständlich ohne den Inhalt des Textes zu verstehen. Für mich hatten die Schriftzeichen nicht die allgemein vereinbarte Bedeutung. Ich sah sie als Bilder und gab ihnen einen anderen Sinn.

Als Studentin habe ich die Grundiermasse für die Leinwand meiner Bilder selbst gekocht, da meine Malgründe bestimmte Saugkraft haben sollten. Selbst gekocht habe ich auch Bister, mein damals bevorzugtes Zeichenmaterial. Heute ist das kaum vorstellbar.

Bin ich allein, kommen die von mir verdrängten Gedanken aus ihrem Versteck hervor. Sie erstarken und greifen mich an. Dann gibt es für mich kein Entkommen.

Ich bin ein visuell reagierender Mensch, ich will meine Gedanken sehen. Deswegen male ich.

Es sind flüchtige Ideen aus dem Unbewussten, die plötzlich auf-flackern, aufleuchten und verglühen. Die Erinnerung an sie erwacht irgendwann wieder, sie bleibt länger und nimmt manchmal in meinen Bildern Gestalt an.

Obwohl ich gerne nach einem ziemlich genau vorgefassten Konzept (einem Plan mit Studien, Vorzeichnungen und Fotos) arbeite, um das angepeilte Ziel möglichst direkt zu erreichen, kann ich Überraschungen und unbedachte Situationen nie ganz ausschließen. Sie stellen sich scheinbar zufällig ein, behaupten sich mit der Stärke ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit und setzen sich gegen meinen Willen durch. Sie zu bekämpfen ist zwecklos.

### FLORENTINA PAKOSTA

1933 geboren in Wien, studierte Malerei und Grafik an der Akademie der bildenden Künste in Prag, an der Akademie der bildenden Künste in Wien und an der École des Beaux Arts in Paris.

Seit 1971 Mitglied der Wiener Secession, 1984 und 2003 Personalausstellungen in der Albertina Wien, 2011 Retrospektive im Leopold Museum Wien, 2018 Retrospektive in der Albertina Wien und im Sprengel Museum Hannover. Seit 1975 veröffentlicht sie eigene Texte.

### LEONORE MAURER

geboren 1947 in Wien, Lektorin, arbeitet seit vielen Jahren u. a. für Florentina Pakosta



*Verlag* Bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst und Musikalien*